



Gratisbeilage zum „Mar-Bote“, Kreisblatt für den Untertaunuskreis.

Redaktion, Druck und Verlag der Rgl. Bayer. Hofbuchdruckerei von Gebrüder Reichel in Augsburg.

Josephas Glück.

Erzählung von Carry Brachvogel.

(Nachdruck verboten.)

Bei der nächsten Gesellschaft schon konnte Frau Tina ihren Herzens bis zum Festabend im Bett liegen bleiben, Fräulein Josepha besorgte alles, ordnete alles an, nicht nur nach den Worten und im Auftrag der Haus-
Immerhin aber hatte sie es verstanden, Frau Tina

guten Rat
indem sie
heimbar zu-
erzählte, welch
Beranstal-
sie da und
gesehen, wie sie
auch selbst da-
mit Hand ange-
habe.

Otti, die heute
Scharte wieder
sorgen sollte, sah
einem ganz ein-
mal besser aus,
endlich in ihrem
Spitzen-
und. Und Fräulein
Josepha hatte
nicht nur ver-
en, das hoch-
schöne Kind
anzuziehen,
dann lärmte ihr
die traurigen
haare zu ei-
leben, kleinen
auf der
des Köpfchens

Wie das Mädchen sich jetzt zärtlich an den
der Erzieherin hing, wirkten sie zusammen wie ein
aus einem Modealbum.

Als Papa Reuhof sein Kind sah, war er entzückt, und sein
wandelte sich zu Nührung, als auf Fräuleins Ge-

heiß Otti Probe knistete und ihren Handlaß vormachte. Endlich
wuchs der Familie Reuhof eine kleine, große Dame heran!

An jenem Abend fiel es Herrn Reuhof auch zuerst auf,
daß Fräulein Dohme ein hübsches Mädchen war, eine
große, überschlanke Gestalt, weich und biegsam wie eine
Gerte. Das Gesicht fast regelmäßig, ohne besondere Schön-
heit, nur außergewöhnlich große, traurige, dunkle Augen.
Ihre langen, straffen, dunklen Haare trug sie geschickt in
Zöpfe geflochten, die vom Genick bis zur Scheitelhöhe sich

immer wieder um-
fränzten und mit
vielen kleinen Sil-
bernadeln festge-
steckt lagen. Sie
trug ein leicht aus-
geschnittenes Kleid
aus schwarzem Tüll,
einige blasser La-
france-Rosen im
weichen Seiden-
gürtel.

„Wie schön Sie
sich gemacht ha-
ben!“ lobte Frau
Tina.

„Sie sind zu
gütig, ich freue
mich, wenn Ihnen
mein Kleid gefällt!“

„Aber ganz rei-
zend! Weinst du nicht
auch, Darling?“

Herr Reuhof
schien die Frage sei-
ner Frau überhört
zu haben, denn er
erwiderte nichts.

„Aber Sie gehen
immer so düster,

liebes Kind, immer schwarz, lieben Sie das so sehr?“
„Es ist praktisch, hauptsächlich, wenn man nicht viel
Abwechslung hat!“

Frau Tina dauerte das junge Ding, das aus Spar-
samkeitsrücksichten immer die Trauerfarbe trug. „Suchen



Zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstages Emanuel Geibels:

Das Geibel-Denkmal in Lübeck.

(Phot.: Leipzig. Presse-Büro.)

Sie doch etwas von meinen Gesellschaftstoiletten aus, liebes Kind! Sie werden in jeder hübscher aussehen als ich!"

Josepha erröthete. Neuhoß, der die Unzartheit in Tinas gutgemeinten Worten spürte, spielte nervös mit seinem Ehering.

"Wer hat Ihnen Ihr Kleid gemacht?" fragte Frau Tina unbefangen weiter.

Fräulein Josepha nannte eine kleine Schneiderin, die ihr Tinas Jungfer empfohlen hatte.

Tina brach abermals in Bewunderungsrufe aus.

Fräulein Josepha fand das Gespräch immer peinlicher. Sie war dankbar, als ein Zufall es beendete: Tina hatte ihren Fächer im Schlafzimmer vergessen, und die Erzieherin beeilte sich, ihn zu holen. Als sie zurückkam, war Frau Neuhoß allein. Ihr Mann hatte sich ins Nebenzimmer zurückgezogen. Josepha sah, daß er mit dem Pendel der Kaminiuhr spielte, wie einer, der seine Finger beschäftigen muß, weil alle Nerven an ihm beben.

* * *

Monate waren vergangen, seitdem Fräulein Dohme ihre Stelle im Neuhoßschen Haus angetreten hatte. Ihr Verhältnis zu den Kindern ward von Tag zu Tag inniger, so daß sich in Frau Tina Muttereifersucht zu regen begann. Schier angstvoll lauerte sie, ob ihr die Kleinen die Zärtlichkeit nicht länger zumassen. Gern hätte sie auch da und dort an Fräulein Josepha etwas zu tadeln gewußt, doch es hielt schwer, Tadelnswertes auszufinden. Eines aber verzieh Tina der Erzieherin nicht; die peinliche Zurückhaltung, mit der das Mädchen jeder Frage nach seinem früheren Leben auswich. Trotz einiger Versuche war es ihr, der älteren Frau, nicht gelungen, das Vertrauen der jüngeren zu erringen — nicht die harmloseste Kleinigkeit fand das Mädchen zu beichten.

Und doch war Josephas Vorleben rein, brauchte keines Menschen Blick zu scheuen. Nur Unglück und Demütigung hatte sie erfahren; sie aber gehörte zu den seltsamen Naturen, die das wie Schande empfinden.

Sie entstammte einer angesehenen und begüterten Familie. Blutjung war sie von den Eltern einem Manne verlobt worden, den sie liebte, wie blutjunge Mädchen eben lieben. Da kam ein böses Jahr: der Vater verlor sein Vermögen und starb, der Bräutigam nahm sein Wort zurück. Das verwöhnte Mädchen war mit der Mutter auf ein Bettelalmosen angewiesen, das reiche Verwandte auswarfen.

Josepha litt namenlos unter dieser Abhängigkeit. Sie biß die Zähne zusammen und begann zu arbeiten, hart zu arbeiten Tag und Nacht. Die Mutter hatte ein kleines Fußgeschäft angefangen, die Tochter bereitete sich zum Lehrerinneneexamen vor. Sie bestand ihre Staatsprüfungen mit Auszeichnung und hätte nun wohl unschwer eine entsprechende Stellung gefunden. Aber sie hatte schon begriffen, daß jene Erzieherinnen weit besser bezahlt werden, die einige Jahre im Ausland waren. So ging sie denn „auf Gegenseitigkeit“ zuerst in ein französisches Institut, dann begleitete sie eine halbverrückte ältliche Engländerin auf Reisen, und schließlich trat sie für Hungerlohn bei einer verkrachten Adelsfamilie Italiens ein, um verblüffend unartige Bambinos in die Geheimnisse des Deutschen einzuweißen. Es war ein graues, freudloses Dasein. Abgehebt, geschlossenen Auges mußte sie vorüberhasten an den blühenden Rosenhecken der Jugend.

Jahre waren darüber hingegangen, doch in Josepha grollte es heute noch wie ungeweihte Tränen, wie unverbodener Zorn. Und noch eins lebte in ihr, das damals unter Druck und Entbehrung aufgestanden vom Grunde ihres Herzens, wo es vielleicht schon lange geschlummert hatte: das Verlangen nach Größe, nach Reichtum, nach Lebensfülle in irgend einer Form. Zur Höhe gelangen oder allein bleiben — das war's, was sie wollte.

Niemals sprach sie mit irgend einem Menschen über das, was sie bewegte; Tina wäre nun gar die allerletzte gewesen, der sie Vertrauen hätte schenken können. Die

gute, fränkliche Frau tat ihr zwar mitunter leid, aber schwache, hilflose Charakter flößte ihr weder Interesse noch Sympathie ein.

Frau Tina ihrerseits fand die Erzieherin unverständlich. Sie hatte schon versucht, ihrem Mann von seltsamen Verschllossenheit zu sprechen, Herr Neuhoß wies sie ziemlich kurz ab. „Liebe Tina, wir wollen um unsere eigenen Angelegenheiten kümmern, ja? Affären Fräulein Dohmes gehen uns nichts an. Sie effizieren mich auch, offen gesagt, gar nicht,“ setzte er hinzu.

„Aber ich bitte dich, das Mädchen erzieht die Kinder —“

„Allerdings, brillant sogar, außerdem haben wir glänzenden Empfehlungen gesehen —“

„Ja, ja, das ist alles recht schön und gut. Aber weißt du, was sie für eine Moral hat?“

Herr Neuhoß ärgerte sich. „Liebe Tina, sei so freudig und hör' auf! Es ist unglaublich, daß du die erste bist, dieses Mädchen verdächtigen will —“

Nun erschrak Frau Tina.

„Aber, Darling, das ist mir doch nicht im Traum gefallen. Ich meinte ja nur —“

„Bitte, meine nichts, und quäle dich nicht mit solchen Gedanken. Für die Reinheit dieses Mädchens lege ich Hand ins Feuer. Still, da kommt sie, laß dir ja merken!“

Nein, sie ließ sich nichts merken, sie war vielmehr gewöhnlich liebenswürdig zu Fräulein Josepha, dieser auffallen mußte. Herr Neuhoß verging sich in Unruhe und Aerger. In Josephas Gesicht stand nicht zu lesen, ob sie ahnte, was Frau Tina gekostet und gemutmaßt hatte.

Es war überhaupt seltsam, daß alles, was her vorging, sie wenig zu berühren schien. Herr Neuhoß staunte auch über die Leichtigkeit, mit der sie die Atmosphäre des Reichtums einsog, gerade so, als ob sie von Kind an darin gelebt hätte. Er konnte das gar nicht begreifen. Wie anders war ihm gewesen, da er zum ersten mal in einem Eisenbahnzug erster Klasse fuhr. Wie hätte er da alle Bekannten zu Zeugen des rotsamen Ereignisses aufgerufen. Josepha war von solchen Dingen völlig frei. Sie bestieg den Separat-Salonwagen, man Frau Tinas wegen nahm, gerade so, als ob sie in ihrem Leben anders gereist wäre. Sie fand es selbstverständlich, daß man am Karersee oder in St. Gallen eine Flucht von Zimmern bewohnte. Als man dann zu längerem Aufenthalt in einem stillen Orte sich niederließ, hatte ihr Herr Neuhoß zwei braune Noten überreicht: „Für kleine Ausflüge, die sie mit den Kindern machen wollen usw.“, und sie hatte ganz gelassen erwidert: „Ich danke sehr. Wenn man mit Kindern geht, ist ein bißchen Kleingeld so nötig!“

Diese allerletzte Nuance verdroß Herrn Neuhoß wenig, er berichtete sie sogar seiner Frau.

Tina war nicht nur ärgerlich, sondern entrüstet. Es freute sie doch, daß sie endlich an Josepha mäkeln konnte.

„Siehst du, ich hab' dir's ja gleich gesagt...“

„Was hast du gleich gesagt? Das hängt doch mit der Moral da nicht zusammen!“

„Jedenfalls werde ich ihr's gelegentlich einmal bißchen vorstellen... es ist ja sündhaft, das Geld so zu achten.“

Herr Neuhoß biß sich auf die Lippen.

„Aber, Tina, wie kannst du nur daran denken, ihr —“

„Daß nur, ich werd' das ganz fein machen!“

Aber gerade die feinen Zufälligkeiten seiner fürchtete er. Er verbot ihr also ziemlich schroff, Fräulein Josepha über die kleine Angelegenheit zu reden.

Da sah ihn Frau Tina mit einem Blick an, der

zuvor.

Einen Augenblick blieb er betroffen. Doch schnell wieder darüber hinweg. „Unfinn! Weibchen!

„Sucht? Das fehlte mir gerade noch auf meine alten Tage. — Komm, Fiesko, komm!“

Er piffte dem ungeliebten Fiedel und schlenderte langsam den Strand entlang. —

Jedes Jahr pflegte die Familie Neuhof mehrere Monate im Seebade zuzubringen, aber noch nie zuvor waren die Kinder den Aufenthalt so herrlich gefunden, wie in diesem Sommer. Nie zuvor waren Seefahrten für sie so unterhaltend, die Ausflüge so mannigfaltig gewesen, wie nun unter Fräulein Josephas Leitung. Hier waren sie kaum je vom Strand fortgekommen, die fränkliche Mama saß ja am liebsten im Strand.

Papa hatte zwar den besten Willen, seinen Kindern Sehenswerte zu zeigen, aber mehr als ein paar banale Spazierpartien oder einige Wagenfahrten fielen ihm doch ein.

Ganz anders nun Josepha. Sie verstand es nicht jedem Tag seine reizvolle, kleine Abwechslung zu geben, sie wußte auch auf Geist und Einbildungskraft der Kinder mächtig einzuwirken. Unter ihrer Führung besahen die Kleinen zum erstenmal einige in der Nähe liegende Hügelgräber. Sie erzählte ihnen von den Helden, die hier schlummerten, von den Kämpfen, die sie bestanden, die ganze wilde Zeit räuberischer Seeräuber. Sie erzählte ihnen, wie man genug Geschichte haben hatte, ging's an die Naturgeschichte. Sie legte den Kindern kleine Sammlungen von hübschen Muscheln, Schnecken, merkwürdigen Algen und anderen Meerespflanzen an, und was die Woge nicht anspülen wollte, quoll Josephas Phantasie. Sie erzählte von der stillen Tiefe des Meerbodens, wo rosige Korallenarme sich langsam emporrecken, wo geheimnisvolle Quallen ein Leben hindämmern, wo unscheinbare Muscheln die Meeresflora zieren. Sie kannte auch Sagen von fabelhaften Riesen, von versunkenen Schätzen und von unglücklichen Königstöchter.

Nicht lange jedoch machten sie ihre Ausflüge allein, Josepha schloß sich ihnen Neuhof zu, angelockt von den Erzählungen seiner Kinder. Und auch ihn lockte Josephas kluge Art zu lehren, auch er vernahm an den Lippen Dinge, die ihm keiner je zuvor gesagt hatte. Er lauschte ihr wißbegierig und mit Bewunderung. Wo in aller Welt wußte das junge Mädchen alles her?

Nach dem ersten Ausflug, an dem Neuhof teilgenommen hatte, erzählten die Kinder abends lachend der Mutter: „Mama, die Wirtin, bei der wir Milch gekauft haben, hat zu Fräulein Josepha „gnädige Frau“ gesagt. Und Papa hat gelacht... Aber nur ein ganz wenig.“

Frau Tina lag in einem bequemen Armstuhl auf der Veranda und hörte lächelnd zu. Sie lächelte, bis die Erzählung sich mit den Kindern zurückzog, und Herr Neuhof dem Kurzaal ging. Dann lächelte sie nicht mehr;

Der Aufenthalt im Seebad wandelte sich für Frau Neuhof. Während die anderen ihre Ausflüge machten, blieb sie mit selbstquälerischem Eigensinn allein zu Hause. Sie verging doch fast vor Weh und Angst. Nachmittags saß sie einsam da und war im Geist bei den anderen, die abends heimkamen. Mit schmerzvoller Neugier schaute sie an ihren Gesichtern, horchte sie auf jedes Wort, das sie sprachen, forschte ängstlicher auf das, was sie nicht wußte.

Und doch waren es nur Hirngespinnste, die sie quälten. Die Neuhofs empfanden für die Erzieherin überstiegenen Eifer der warmen Sympathie nicht. Josepha hatte nur die naive Bewunderung, die er ihr bewies. Und sie sahen sie einander völlig kühl gegenüber.

(Fortsetzung folgt.)

Emanuel Geibel.

Ein Gedichtblatt zu seinem hundertsten Geburtstag
von Ernst Edgar Reimerdes.

(Nachdruck verboten.)

Am 17. Oktober sind hundert Jahre seit dem Tage vergangen, an welchem der vielgefeierte Lyriker Geibel in Lübeck, der schönen, alt-hrwürdigen Hansestadt an der Trave, als Sohn eines Predigers geboren wurde. Das altertümliche Geburtshaus Fischerstraße 106 mit den beiden Fenstern über der Tür ist heute noch in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten. Der Vater Geibels, ein überaus frommer, von wahrhaft christlicher Liebe erfüllter Mann, von Fouqué, Fr. Jacobi, Savigny, Voss als „Ideal eines Geistlichen“ gepriesen, ließ dem kleinen Emanuel sowie dessen sechs älteren Geschwistern die sorgfältigste Erziehung zuteil werden, bei der ihn seine Gattin, eine heitere, temperamentvolle Natur, begeistert für alles Große und Schöne, wirksam unterstützte.

Der Aufenthalt in der interessanten Stadt mit der Romantik ihrer Giebelhäuser wirkte frühzeitig auf das Gemüt des Knaben und regte seine Phantasie zu lästigen, seltsamen Träumen an; daneben erweckte der Strom mit den zahlreichen Schiffen, die sich zur Fahrt in die Ferne rüsteten, die Sehnsucht nach fremden Ländern. Diese Sehnsucht nach dem Süden und, wenn er dort weilte, die Sehnsucht nach der geliebten Heimat, zu der er sein Leben lang fest in Treue stand, bildet später den Grundton in Geibels Schöpfungen.

Durch die Lektüre von Grimms Märchen, Fouqués und Heines Dichtungen und Schillers dramatischen Werken angeregt, verfaßte



Herbst.

In diesen stillen, sonnigen Tagen — —
Eingesponnen in Gold die Welt — —
Purpurfarbene Ranken tragen
Glühende Trauben — — und leise fällt
Reifende Frucht vom beladenen Baum.

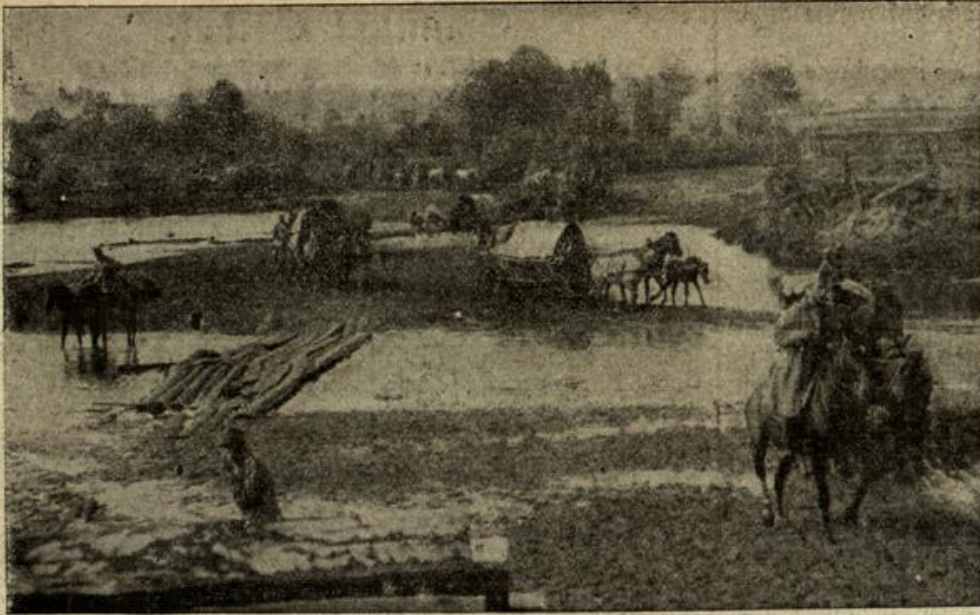
Ich habe Gold mir ins Haus getragen —
Flammendes Laub aus brennendem Wald.
Will mir noch einmal mit Sonne laben
Herze und Auge — — es brechen ja bald
Dunkel und Nebel und Stürme herein.

Hanna Nilsen.



Geibel als Schüler des Gymnasiums (Catharineum) bereits eine Anzahl Gedichte, von denen das bekannte „Der Jägerbub im Norden“ durch Geibels Lehrer Prof. Mosche in Musik gesetzt, damals schnell Verbreitung fand. April 1835 ging Geibel nach Bonn, um Theologie und Philologie zu studieren, doch wandte er sich, seinen eigentlichen Beruf erkennend, bald ausschließlich der klassischen Literatur zu und hörte u. a. Vorlesungen von Aug. Wihl. v. Schlegel, Welcker, Klausen, Brandis etc., auch machte er hier die Bekanntschaft von G. W. Arndt und Fr. Perthes. Bereits 1836 verließ Geibel Bonn und bezog die Universität zu Berlin. Hier fand der junge Student durch Ditzigs Empfehlung Zutritt zu den literarischen Kreisen der Residenz, und manchen Dichter, den er längst schon im stillen verehrt, lernte er nun persönlich kennen; so trat er in nähere Beziehungen zu Alexis, Holtei, Eichendorff, Chamisso, Raupach, Frz. Rugier, Donwald, Gaudy, Bettina v. Arnim etc. Aus diesen neuen Eindrücken heraus entstanden ihm zahlreiche Lieder, von denen Chamisso zwei in seinem Musenalmanach veröffentlichte („Rheinsage“ und „König Dichter“). Obwohl besonders die Jugend Geibels frühe Schöpfungen geradezu mit Begeisterung aufnahm, war die Kritik ihnen nicht besonders günstig gestimmt, was den Dichter jedoch keineswegs entmutigte, sondern ihn aufstachelte, rüstig an sich selbst weiterzuarbeiten. Inmitten des unruhigen gesellschaftlichen Lebens, das ihn in seinen Strudel zog, vergaß aber Geibel seine Studien nicht, so hörte er in Berlin Vorlesungen über Kunstgeschichte, Mythologie, griechische Altertümer etc. etc. In jener Zeit wurde sein Wunsch, fremde Länder zu sehen, wieder rege, und als ihm auf Empfehlung Bettinas und Savignys eine Stellung als Erzieher bei dem russischen Gesandten in Athen, Fürst Katalagi, angeboten wurde, nahm er mit Freuden an.

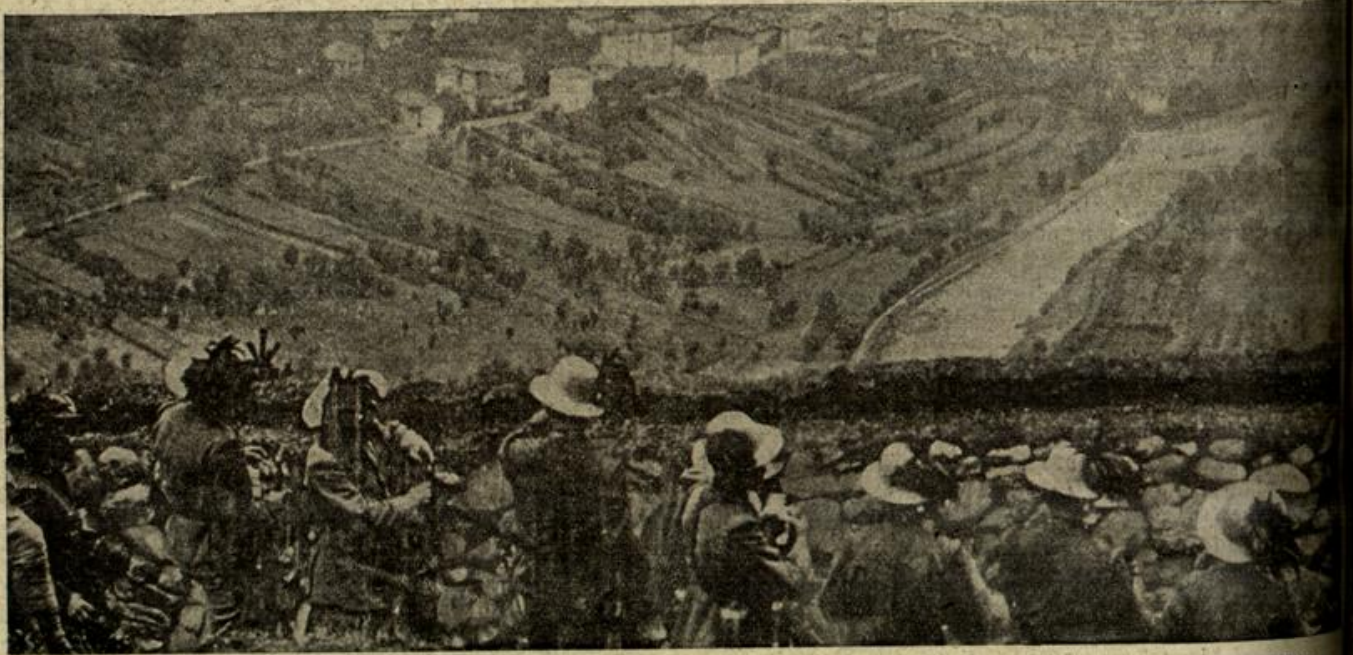
In Athen traf Geibel seinen Landsmann und Jugendfreund Ernst Curtius und in gegenseitiger Anregung verließen beiden die Tage unter dem Himmel Griechenlands. 1838 unternahmen die Freunde



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Oesterreichisch-ungarische Fuhrparkkolonne beim Durchqueren eines russischen Sumpfgebietes.



Eine Anschlagssäule im Waldlager Warschau. (Bz. C. 1914.)



Vom italienischen Kriegsschauplatz: Bersaglieri-Abteilung in einer vorgeschobenen Stellung auf den Sforzo-Ben.



Von der Gebirgsfahrt Verwundeter der Augsburger Lazarette:
Eine Gruppe der Soldaten vor dem Eingang des Abtisschlosses Neuschwanstein.



Zur Wiedereroberung Galiziens: Herzlicher Empfang der ersten österreichisch-ungarischen Kavallerie-Patrouille in der von dem Russenjoch befreiten Stadt Brody.
(Phot.: Photothek, Berlin.)



Westlichen Kriegsschauplatz: Sprengstelle der von den Russen bei ihrem Abzug zerstörten Brücke über die Wiprach.
(Phot.: Leipziger Presse-Büro.)



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Ein Beobachtungsposten in einem Hause in Flandern.
(Phot.: Vereinigte Fotobureaux Amsterdam.)

eine Reise nach Attika und durchstreiften die Insel- und Ruinenwelt von Vellaz. Von welchem Einfluß dieser Aufenthalt des jungen Poeten auf dem heiligen Boden Griechenlands war, den seine rege Phantasie mit den Gestalten einer großen Vergangenheit bevölkerte, braucht kaum hervorgehoben zu werden, und doch entstanden Weibels beste Dichtungen, die sich mit diesem Lande beschäftigen, erst später, als er ihm fern war und unter nordischem Himmel die große Sehnsucht nach den entschwindenden Gestalten in ihm erwachte.

Nach zweijährigem Aufenthalt in Griechenland kehrte Weibel im April 1840 nach Lübeck zurück, wo er die Erstausgabe seiner „Gedichte“ vorbereitete, die noch im Herbst desselben Jahres erschien und neben Stücken, wie: „Der Hidalgo“ (Es ist so süß zu scherzen etc.), „Rizeanerleben“ (Im Schatten des Waldes, im Buchengezweig), „Wenn sich zwei Herzen scheiden“, „Wo still ein Herz in Liebe glüht“ usw., auch Uebersetzungen griechischer Dichtungen („Klassische Studien“) von Weibel und Curtius enthielt. Obwohl die Sammlung von der Kritik im allgemeinen höchst geringschätzig beurteilt wurde (man nannte Weibel eine „Nachschick- und Sekundänerlyriker“), nahm das deutsche Publikum sie doch mit Begeisterung auf und bald war der Verfasser ein berühmter Mann. (Bereits 1859 erlebte das Buch die 47. Auflage und im Sterbepfand Weibels erschien die 100ste.) Von den Gedichten, die wegen des Wohlklangs der Sprache förmlich nach Musik „schrien“, wurden viele komponiert und trugen den Namen Weibels von Mund zu Munde, so daß dieser binnen kurzem als Lieblingsfänger der deutschen Jugend galt. Natürlich enthielten diese frühesten Gedichte noch mancherlei Anklänge wie an Eichendorff, Heine, Uhland, Lenau, Chamisso, daneben aber machten sich bereits eigene Töne bemerkbar.

Während Weibels Aufenthalt in Griechenland hatte sich in der Heimat manches verändert; eine gewaltige freiheitliche Bewegung war im Entstehen, die als Ziel die Revolution ins Auge faßte. Weibel konnte sich, obwohl auch ihn liberale Gesinnungen beseelten, mit den Mitteln, deren man sich zur Erreichung dieses Zieles bedienen wollte, nicht einverstanden erklären, und um seine Stellung zu den Fragen der Gegenwart darzutun, schrieb er die „Zeitstimmen“, ernste Bedenken und Mahnrufe an das Vaterland, mit denen er als politischer Dichter debütierte.

In seiner Vaterstadt, wo er sich, einige längere und kürzere Reisen abgerechnet, von 1840–1852 aufhielt, hatte der junge Poet anfangs schwere innere Kämpfe zu bestehen; der Vater verlangte von ihm, daß er einen Beruf erwählen sollte, um ein gesichertes Einkommen zu haben; Weibel aber, von der Notwendigkeit überzeugt, äußerlich unabhängig bleiben zu müssen, um das poetische Talent in sich voll ausreifen zu lassen, verzichtete auf jede Anstellung und arbeitete mit um so größerem Eifer daran, sein Ziel zu erreichen. Damals entstand auch Weibels erste Tragödie „König Roderich“ (1844 mit einer Widmung an Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erschienen), zwar voll sprachlicher Schönheiten, als Bühnenwerk aber unvollkommen, sowie das Lied „An Georg Herwegh“, worin er dem revolutionären Freiheitsfänger den Fehdehandschuh hinwarf. Die Tendenz dieses Gedichtes brachte dem Verfasser außer heftigen Angriffen auch mancherlei Anerkennung.

Weihnachten 1842 erhielt Weibel vom König von Preußen, den Baron von Rumohr in Lübeck auf die politischen Gedichte Weibels aufmerksam gemacht hatte, eine lebenslängliche Pension von 300 Talern ausgesetzt, die es ihm ermöglichte, sich ungehindert der Dichtkunst zu widmen. Wegen dieses Ehrensoldes hatte Weibel viele Anfeindungen zu erdulden, man schalt ihn einen Hofsopeten, einen Schmeichler und dergleichen mehr, aber mit Unrecht, denn sein reiner Patriotismus war weit entfernt von jeglichem Byzantinertum, und mit Recht konnte er in seinem Gedicht an Herwegh von sich behaupten:

„Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.“

In der Folgezeit schuf Weibel in völliger Unabhängigkeit an seinen poetischen Werken; damals entstand außer zahlreichen Liedern das Epos „König Sigurds Brautfahrt“, die kraftvollen, feurigen 12 Sonette für Schleswig-Holstein (1848) und für Felix Mendelssohn-Bartholdy der Text zu der Oper „Die Lorelei“, deren Titelpartie Jenny Lind singen sollte. Leider starb Mendelssohn bald darauf, und so blieb das Werk unvollendet. Max Bruch hat später die „Lorelei“ komponiert und ist sie so mehrfach aufgeführt worden.

Die 1848 erschienenen, wunderbaren „Juniuslieder“, darunter Gedichte, wie: „Ich sah den Wald sich färben“, „Herbstlich sonnige Tage“, „Die Lerche stieg am Ostermorgen“, „Und dräut der Winter noch so sehr“ etc., zeigten den Meister auf der Höhe seines Könnens, sie brachten ihm endlich auch die volle Anerkennung der Kritik und machten ihn zum deutschen „Dichterkönig“.

Ein Lustspiel „Die Seelenwanderung“ wurde in demselben Jahre zu Berlin im Palais des damaligen Prinzen von Preußen, des späteren Kaisers Wilhelm I., aufgeführt, der nachmalige Kaiser Friedrich spielte darin mit. Weibel setzte das übermütige Stück selbst in Szene und weilte bei den wiederholten Aufführungen in Berlin, wo er damals am Endeplatz in einem Hause mit Franz Rugler wohnte; zu der Zeit lernte er auch den 18jährigen Paul Heyse kennen.

Im November 1851 vermählte Weibel sich mit der erst 17 Jahre alten, hübschen Amanda (Alda) Trummer, der Tochter eines Lübecker Advokaten, die er bereits als Vierzehnjährige in der Vaterstadt lieben gelernt hatte, und nun begann eine Zeit des höchsten Glückes für den Dichter, der in seiner Frau ein Wesen von feinem Kunstsinne und

tiefem Verständnis für sein geistiges Leben gewann. In seinen „Alda, Tagebuchblätter“ (1857) spiegelt sich das Glück der nun kurzen Ehe wider; bereits nach drei Jahren (1855) starb sie (in München), die ihrem Mann ein Kind, seine Tochter Marie, hinterließ, und gramebeugt sang der Dichter:

„Wachst du noch einmal auf zum Schmerz
Aus dem tiefen Schlaf, zerdrücktes Herz?
Was schlägst du noch? O Gott, sie haben
Mein Weib und all mein Glück begraben.“

1852 berief König Max von Bayern Weibel als Professor Aesthetik und Literatur nach München, wo dieser bald der jenes bekannten Kreises wurde, der sich um den begabten, hochbegabten Monarchen scharte. Zu den wöchentlich an bestimmten Abenden im venetianischen Zimmer der Münchener Residenz tagenden, wissenschaftlich-ästhetischen Zusammenkünften, den sog. Symposien, traten außer Weibel Bodensiedt, Heyse, Dingelstedt, Sybel, Lingg, Giesebrecht, Liebig und andere mehr.

Während seines Münchener Aufenthaltes entstand eine Reihe von Weibels bedeutendsten Werken, wie die „Neuen Gedichte“, darunter die „Tagebuchblätter an Alda“, „Der Tod des Dichters“, „Du, vor dem die Stürme schweigen“, „Der Bildhauer des Dichters“ und vor allem der Monolog „Judas Ischariot“, der, wie Weibel sagt, „den Keim zu einer ganzen Tragödie“ enthält; ferner die „Lungen-Tragödie“, „Brunhild“, Weibels beste dramatische Leistung, namentlich auch in der Technik auf der Höhe steht, und außerdem zwei Fülle von psychologischen Feinheiten aufweist; das humorvolle, satirische Lustspiel „Meister Andrea“ (im Februar 1855 in München unter Dingelstedts Regie mit großem Erfolge aufgeführt), eine Umarbeitung der bereits erwähnten „Seelenwanderung“; „Gedichte und Tagebuchblätter“, das „Münchener Dichterbuch“ mit zahlreichen Beiträgen von Münchener lebender Dichter, besonders auch jüngerer Talente, und anderes mehr; außerdem gab Weibel gemeinschaftlich mit Paul Heyse ein „Spanisches Liederbuch“, mit dem Grafen R. von Schöller ein „Romanzéro der Spanier und Portugiesen“ und mit Heint. Heine „Fünf Bücher französische Lyrik“ heraus.

Trotz der vielen Vorzüge, die ihm München bot, bewahrte Weibel doch der Heimat die alte Anhänglichkeit, und alljährlich, meist im Frühling wurde, zog es ihn nach der Travestadt.

Als 1864 König Maximilian plötzlich starb, verbrachte Weibel nur noch wenige Monate neben Jahres in Bayerns Hauptstadt. Die der Thronbesteigung Ludwigs II. gestalteten sich Weibels Beziehungen zum Monarchen wenig erfreulich, wozu namentlich die politischen Gegensätze viel beitrugen. So gab der Dichter denn 1868 seine Stellung und sein Jahresgehalt in München auf (Klempnerer behauptet in seinem Buche über P. Heyse, daß letzteres ihm entzogen worden sei) und kehrte nach Lübeck zurück, wo er höchst ehrenvoll aufgenommen und überall gefeiert wurde. In der Heimatstadt gründete er wieder einen eigenen Hausstand und nahm seine in München gewachsene Tochter zu sich; den Haushalt führte das Dichters-Weib, Bertha Weibel, die diesem in seiner Krankheit eine treue, pflegerische Pflege war. Als Ersatz für die bayerische Pension setzte der von Preußen Weibel ein Wartegeld in Höhe von 1000 Talern an der Aussicht auf eine erledigte Professur, die dieser jedoch aus Gesundheitsrücksichten nie antreten konnte. Im Jahre seiner Rückkehr nach Lübeck erhielt Weibel für die bereits in München verfaßte „Sophonisbe“, die in der Feinheit der Durchführung und der Sprache „Brunhild“ noch übertraf (sie wurde am Schillertheater zuerst gegeben und erlebte später noch zahlreiche Aufführungen), den Schillerpreis (1000 Taler) und vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Diese Auszeichnungen kamen dem Dichter um so rascher, da er die Tragödie gar nicht einmal zur Preisbewerbung eingekandt hatte; zu alledem verlieh ihm im November 1868 der Lübeck noch das Ehrenbürgerrecht, feierlich begangen durch Weibel und Frau.

Die große Zeit von 1870/71 durchlebte Weibel mit der Begierde eines Jünglings und verherrlichte sie in Liedern von hohem Schwunge („Heldensrufe“ 1871), darunter die allgemein bekannten „Deutsche Siege“ (Habt ihr in hohen Lüften den Donnerton gehört „Am 8. September“ (Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm) und das wundervolle „An Deutschland“ (Nun wirf hinweg den Witwenschleier, der „Herald des Deutschen Reiches“, wie man ihn genannt hat, prophetischem Blick lange vorhergesehen und heiß herbeigesehnt wurde nun Wirklichkeit: die Einigung Deutschlands; des Dichters nach einem „Mann“, einem „Nibelungenknecht“ (sfr. „Sonett“ nach einer gewaltigen Persönlichkeit war nicht ungehörig Bismarck, der eiserne Kanzler, erschien als rechter Mann zur Zeit.

In den letzten Lebensjahren litt Weibel besonders schwer an den Wirkungen einer unheilbaren inneren Krankheit, die ihn 40 Jahre quälte, trotzdem nahm er an allem regen Anteil, und die Neuerwerbungen der Literatur mit großem Interesse und selbst bis zuletzt dichterisch tätig. Vielfach beschäftigte Weibel sich auch mit Uebersetzungen; eine Frucht dieser Tätigkeit war das „Klassische Liederbuch“ (1875), welches eine Anzahl griechischer römischer Gedichte in musterhafter Nachbildung enthält und vier Auflagen erlebte; in diesem Werke hat Weibel, wie Schlegel und Goethes „Römischen Elegien“ sagte, die deutsche Sprache mit Gedichten bereichert.

1877 erschien die Gedichtsammlung „Spätherbstblätter“, volle, reife Frucht darunter die herrlichen „Ostseebilder“, „Der Tod des Perikles“, das prächtige Lied an Lübeck, „Nun lehrt zurück die Schwalbe“, das letzte dichterische Werk „Schles Gold wird klar im Feuer“, ein wichtiges sog. „dramatisches Sprichwort“.

Seibels letzte Arbeit war die Einrichtung der Ausgabe seiner Werke in acht Bänden (Weihnachten 1883).

In den letzten Monaten hatte Seibel viel körperliche Schmerzen erduldet; es kamen täglich Stunden, in denen er sich in sein Zimmer einschloß und keinen von seinen Angehörigen herein- um ihn nicht zum Zeugen seiner Qualen zu machen. Am Morgen des 6. April 1884 erlag Seibel einem Schlaganfall, und ohne Kampfschmerz ging er hinüber in jenes Land, wohin ihn seine Sehnsucht schon so oft geführt; mit ihm starb ein großer Dichter, ein edler, warmer Mensch. Seibels Tod erregte im ganzen Lande, besonders

aber in seiner Vaterstadt, tiefe Trauer; mit fürstlichen Ehren trug man ihn, den Liebling der deutschen Nation, am 12. April unter dem Geläut sämtlicher Glocken seiner Heimatstadt zu Grabe, nachdem die Leiche vorher in der altherwürdigen Marienkirche aufgebahrt gewesen war.

Auf dem von herrlichen Eichen umgebenen Friedhof vor dem Burgtor fand Seibel seine letzte Ruhestätte; über dem Grabe erhebt sich ein von der Stadt Lübeck, die auch die Kosten der Beisetzung trug, gestiftetes Monument. Das Andenken des toten Dichters aber lebt in seinen Liedern weiter im deutschen Volke, und was er einst von Ahland sang, möge auch von ihm gesagt werden:

Segnend waltete sein Gedächtnis,
Unsterblich fruchtend um uns her.
Das ist an uns sein groß Vermächtnis,
So treu und deutlich zu sein, wie er! . . .

Allerlei.

Von den Kriegsschauplätzen.

Das erste unserer Kriegsbilder führt uns heute auf den östlichen Kriegsschauplatz. Wir sehen eine österreichisch-ungarische Fuhrparkkolonne durchqueren eines russischen Sumpfsgebietes. Ein weiteres Bild führt uns vor Augen, wie die neuesten Nachrichten im Waldlager bei Warschau ausgenommen werden. Findige Soldaten haben in kurzer Zeit eine Sitzsphaule verfertigt, die jetzt allen Kameraden einen angenehmen Aufenthalt zugute kommt. Zeitungen und Auschnitte werden von den verschiedenen Kameraden aus dem Lager gestiftet und Umarbeitung bedarf erneuert.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatz haben die Oesterreicher ihrem kriegsgeliebten Feind auf dem schwierigen gebirgigen Terrain entgegengetreten, aber die Verteidiger sind von unwiderstehlicher Tapferkeit und wohl auf der Hut, so daß ein Durchbruch den Feinden nicht gelungen wird.

In der zweiten Hälfte des September machten etwa 500 Vertreter der Augsburger Lazarette eine Gebirgsfahrt nach dem herrlichen Riesengebiet und dem bayerischen Königsstuhl Neuschwanstein, die Tapferen eine herzliche Aufnahme fanden, die sie noch lange in der Zauber der Naturwelt empfangenen Eindrücke denken wird.

Die Wiedereroberung Kaliforniens rief bei den Befreiten wie bei den Besatzern den höchsten Jubel hervor. Die erste österreichisch-ungarische Expeditionsarmee, die in der von dem Russenjoch befreiten Stadt Moskau erschien, wurde aufs herzlichste empfangen, wie unser Bild zeigt. Bei ihrem Rückzug half den Russen auch die Sprengung der Eisenbahnen nicht viel, da die deutschen Pioniere bald neue Brücken aufbauten.

Der westliche Kriegsschauplatz zeigt unser Bild einen Beobachtungsposten in einem Hause in Flandern.

Die Schweizer Regierung wacht, daß hat sie seit Beginn dieses Krieges wiederholt bewiesen, mit schärfster Aufmerksamkeit und mit großer Energie über ihre Neutralität. Sie verwaltet sorgfältig und treu ein vierhundertjähriges Erbe. Denn die schweizerische Neutralität stammt nicht erst aus internationalen Verträgen der letzten Jahre oder Jahrzehnte, sie ist vielmehr durch eine Übung von vier Jahrhunderten zum ersten Grundsatz der gesamten internationalen Politik der Schweiz geworden, zu einem Bestandteil des Begriffes „Schweizer“, mit dem die Existenz dieses Staates unlösbar verknüpft ist. Schweizer erinnern sich sehr genau, daß die Neutralitätspolitik dem Schlachtfeld von Marignano (1515) im Kampf gegen Frankreich erwuchs, und daß immer nur die Franzosen es waren, die die schweizerische Neutralität verletzten oder zu verletzen suchten. Indessen haben die schweizerischen Kantone sich zusammengeschlossen, um so wirksamer gegen diese Versuche Widerstand leisten und inmitten großer Gefahren ihr schönes Land vor den Heimsuchungen blutiger Kämpfe zu erhalten. Wiederholt war die Schweizer Regierung genötigt, ihre Truppen zu befehlen, um das Eindringen fremder Heere abzuwehren. Im Jahre 1848, dem Jahre, da die Schweiz endgültig in einen festen Bundesstaat umgewandelt wurde und das Heer seine straffe Einheitlichkeit erhielt, ist ihr dies auch immer gelungen.

Auch in diesem Weltkriege hat sie es mit einem durch Größe und Härte imponierenden Aufgebot von militärischen Kräften verhindern können, daß Schweizer Boden von einer kriegsführenden Partei besetzt wurde, so gern die Italiener oder Franzosen das auch mochten.

Rätselaede.

Bisitenkartenrätsel.

(Nachdruck verboten.)

Hans Mächelseche

Brieg

Das Namen und Wohnort ist der Stand des betreffenden Herrn

Homonym.

Das Wort aus Stoff soll uns vor Kälte schützen.
Nicht auf dem Felo es, laßt dem Her es nützen.

Bilderrätsel.



Quadraträtsel.

A	A	B	CH	Madonnenname,
CH	E	E	E	Wald,
E	E	I	M	Gräber,
R	R	T	T	schwimmendes Haus.

In den senkrechten Reihen entstehen die gleichen Wörter.

Scharade.

Paul Niedhoff.

Wenn nie es dir am ersten fehlt,
Kunst du dich glücklich preisen,
Die zweite und dritte dienen dir
Als Ausweis, willst du reisen;
Du kommst auf ihnen jederzeit,
Dich auch noch überzeugen,
Dass vorwärts geht es in den Kampf,
Die Führe nie uns beugen.
Das G nge ist ein neues Wort,
Die Krieger hat's geschaffen.
N g denke nach, ob du nicht kannst
Das Wortes Sinn erraffen.

Begierbild.



Wo ist der heimliche Kommandant?

Auflösungen der Aufgaben in der letzten Nummer.

Auflösung des Sprichworträtsels:

„Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe.“

Auflösung des Abstrich-Rätsels:

Schnee.

Auflösung des Zahlenrätsels:

Spargeld, Parade, Ael, Naps, Gl, Eisa, Lager, Dassel.

Auflösung des Begierbildes:

Bild nach links drehen, dann unten in der rechten Ecke.

